



**University of  
Zurich**<sup>UZH</sup>

**Zurich Open Repository and  
Archive**

University of Zurich  
University Library  
Strickhofstrasse 39  
CH-8057 Zurich  
[www.zora.uzh.ch](http://www.zora.uzh.ch)

---

Year: 2014

---

## **Wird Standarddeutsch für Deutschschweizer aufgrund der neuen Medien zur Fremdsprache? Anmerkungen zu einem Topos des sprachreflexiven Diskurses**

Brommer, Sarah

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-139339>

Journal Article

Published Version

Originally published at:

Brommer, Sarah (2014). Wird Standarddeutsch für Deutschschweizer aufgrund der neuen Medien zur Fremdsprache? Anmerkungen zu einem Topos des sprachreflexiven Diskurses. *Deutschblätter*, 66:53-62.

## Wird Standarddeutsch für Deutschschweizer aufgrund der neuen Medien zur Fremdsprache?

Anmerkungen zu einem Topos des sprachreflexiven Diskurses

Sarah Brommer

### 1. Die Sprachsituation in der Deutschschweiz

Die Sprachsituation der Schweiz ist bekanntlich eine besondere: Nicht nur existieren mit dem Deutschen, dem Französischen, dem Italienischen und dem Rätoromanischen gleich vier nationale Landessprachen. Auch innerhalb der Deutschschweiz herrscht mit dem Standarddeutschen und dem Dialekt (bzw. den Dialektvarianten des Alemannischen) eine spezifische Form der Zweisprachigkeit.<sup>1</sup> Ob es sich bei dem Standarddeutschen und dem Dialekt um verschiedene Varietäten einer Sprache handelt oder dem Standarddeutschen die Stellung einer Fremdsprache zukommt, ist ein Topos der Sprachreflexion, der immer wieder in der Wissenschaft und auch der Öffentlichkeit diskutiert wird.<sup>2</sup> Die im Titel gestellte Frage «Wird Standarddeutsch aufgrund der neuen Medien eine Fremdsprache?» deutet an, dass hier möglicherweise ein Wandel stattfindet und dass der Sprachgebrauch in den neuen Medien Ursache dieses Wandels sein könnte. Gleichzeitig wird mit der Formulierung impliziert, dass Standarddeutsch für Deutschschweizer (zunächst) keine Fremdsprache ist bzw. war. Doch diese Annahme beurteilt die Wissenschaft kontrovers. Das Standarddeutsche tatsächlich als Fremdsprache anzusehen, wird mit folgenden Argumenten begründet: 1. der vollständigen Ausgebautheit des Dialekts hinsichtlich Lautung, Grammatik, Wortschatz und Funktionalität, 2. dem grossen Abstand zwischen Dialekt und Standarddeutsch und 3. dem Sprachbewusstsein der Deutschschweizer, die das Standarddeutsch mehrheitlich als Fremdsprache empfinden (vgl. Baur, 1983; Werlen, 1998; Berthele, 2004; Scharloth, 2004). Für die These, dass es sich bei Standarddeutsch und Dialekt um Varietäten einer Sprache handelt, sprechen wiederum folgende Argumente: 1. die feste Verankerung des Standarddeutschen in spezifischen Verwendungskontexten und damit einhergehend die unterschiedlichen Funktionen von Standarddeutsch und Dialekt, 2. die fehlende Standardisierung des Dialekts, 3. die nicht vorhandene lokale Begrenzung des Dialekts auf die (Deutsch-)Schweiz und 4. der zu geringe Abstand des schweizerdeutschen Dialekts zu anderen Varietäten des Deutschen (vgl. Sieber/Sitta, 1986; Ammon, 1995; Siebenhaar/Wyler, 1997; Haas, 2004; Petkova, 2009). Der vorliegende Beitrag greift diese Debatte auf und erweitert sie um die Frage, welchen Einfluss die zunehmende Mediennutzung, die Kommunikation via E-Mail, SMS, Facebook & Co., auf das Verhältnis von Standarddeutsch und Dialekt hat. Im nächsten Kapitel (Kap. 2) gehe ich der sprachsystematischen Ähnlichkeit bzw. Unähnlichkeit von Standarddeutsch und Dialekt am Bei-

spiel der Lautung und der Verbkonjugation nach. Kapitel 3 stellt den Sprachgebrauch und die unterschiedlichen Verwendungskontexte von Standarddeutsch bzw. Dialekt in den Mittelpunkt und geht auf den Begriff der Diglossie ein. Wie sich nun die Sprache und das Schreiben in den neuen Medien gestalten und welches die Rahmenbedingungen dieses Schreibens sind, ist Gegenstand von Kapitel 4. In Kapitel 5 gehe ich schliesslich auf die Konsequenzen ein, die sich aus den vorausgegangenen Überlegungen ergeben erstens für den Status des Standarddeutschen und zweitens für die Deutschdidaktik.

## 2. Wie (un-)ähnlich sind sich Standarddeutsch und Dialekt?

Der ausreichend grosse oder eben doch zu geringe Abstand zwischen Standarddeutsch und Dialekt dient beiden Diskursparteien als Argument, den Dialekt als eigenständige Sprache bzw. als Varietät des Deutschen zu verstehen. Daran zeigt sich, dass die Frage, wie nahe sich Standarddeutsch und Dialekt tatsächlich stehen, nicht einfach zu beantworten ist. Hägi/Scharloth (2005, 30) legen dar, wie schwierig es ist, sprachsystematische «Unterschiede in einer Zusammenschau daraufhin zu befragen, ob sie einen hinreichend grossen Abstand ergeben, der es rechtfertigen würde, Standarddeutsch als Fremdsprache zu bezeichnen». Zugleich verweisen sie darauf, dass der sprachliche Abstand – wie gross auch immer er sein mag – kein Kriterium ist, das zur Klärung der Problematik beitragen kann (vgl. Hägi/Scharloth 2005, 30). Denn entscheidender seien vielmals der Status der jeweiligen Varietäten bzw. Sprachen und sprachpolitische Entwicklungen (ebd.). Nichtsdestotrotz soll im Folgenden mit einem ausschnitthaften Blick auf die Lautung und die Verbkonjugation der Ähnlichkeit bzw. Unähnlichkeit ein Stück weit nachgegangen werden. So lässt sich aufzeigen, dass der sprachsystematische Abstand in einzelnen Bereichen sowohl verschieden gross als auch veränderlich ist, was sich wiederum auf den Status des Standarddeutschen bzw. des Dialekts auswirken kann.

Besonders an den Vokalen zeigt sich, dass die Aussprache stark zwischen den einzelnen Dialektvarianten variiert.<sup>3</sup> Aus diesem Grund steht die regionale Dialektfärbung in einem Fall dem Standarddeutschen sehr nahe, im anderen Fall differiert sie stark von der standardsprachlichen Lautung (vgl. Siebenhaar 1997, 79–81). Im Vergleich zum Vokalsystem ist die Aussprache der Konsonanten innerhalb der Dialekte einheitlicher. Ein typisches Merkmal des Dialekts ist beispielsweise die spezifische Realisierung des aspirierten *k* als *kch* [kx] wie in *hocken* (ausgesprochen [hokxə] statt [hokʰən]) oder als *ch* [x] im Anlaut wie in *Kopf* (ausgesprochen [xopf] statt [kʰopf]). Ein weiterer grundsätzlicher Unterschied besteht bei der Aussprache von *ch*: Die Standardlautung unterscheidet den vorderen *ich*-Laut und den hinteren *ach*-Laut, der Dialekt kennt hingegen nur den *ach*-Laut. In diesen (und weiteren) Fällen besteht demnach in der Lautung ein grundlegender Unterschied zwischen Standardsprache und Dialekt.

Mit Blick auf das bundesdeutsche Standarddeutsch wird deutlich, dass der Abstand zwischen dem Dialekt und dem Schweizer Standarddeutsch weniger gross ist als zwischen dem Dialekt und dem Standarddeutsch in Deutschland. Dies ist beispielsweise der Fall bei der Aussprache von *s* im Anlaut: Im schweizerdeutschen Dialekt wird jedes *s* grundsätzlich stimmlos ausgesprochen. Dies wirkt sich auf die Lautung der Schweizer Standardsprache aus, die ebenfalls nicht zwischen stimmhaftem und stimmlosem *s* im Anlaut differenziert (vgl. Siebenhaar 1997, 77). Die Standardaussprache in Deutschland hingegen sieht hier eine stimmhafte Realisierung vor (z.B. *Sonne* oder *summen* ausgesprochen mit [z]). In diesem Fall – und so ebenfalls bei den Plosiven – sind sich Schweizer Standarddeutsch und Dialekt folglich sehr nah, der lautliche Abstand besteht hingegen zwischen den beiden Standardvarietäten.<sup>4</sup>

Grundlegende grammatische Unterschiede zwischen Standarddeutsch und Dialekt bestehen in der Verbkonjugation, besonders in der Tempusbildung. Während im Standarddeutschen das Perfekt, das Präteritum (Imperfekt) und das Plusquamperfekt zur Auswahl stehen, um Vergangenes auszudrücken (*sie hat getroffen*, *sie traf*, *sie hatte getroffen*), gibt es im Dialekt seit dem 16. Jahrhundert kein Präteritum mehr; als Ersatz fungiert das Perfekt (*sie hāt/het troffe*). Analog dazu wird anstelle des Plusquamperfekts eine Form mit doppeltem Perfekt verwendet (*sie hāt/het troffe ghaa*) oder das einfache Perfekt verbunden mit Partikeln, die die Vorzeitigkeit anzeigen. In diesem Zusammenhang lohnt es sich, einen genaueren Blick auf die Hilfsverben zu werfen, die der Perfektbildung dienen. Siebenhaar/Vögeli (1997, 81) konstatieren, dass im Dialekt das Perfekt häufiger mit *sein* gebildet wird, wo im Standarddeutschen *haben* als Hilfsverb dient. Als Beispiele nennen sie *I bi gschtand/gsässe* vs. *Ich habe gestanden/gesessen*. Interessant ist, dass die neuste Auflage der Duden-Grammatik für das Schweizer Standarddeutsche ebenfalls die Bildung mit *sein* vorsieht (vgl. Duden Bd. 4 2009, 472). Der Dialekt hat demnach auf die Standardsprache abgefärbt, Dialekt und Standard haben sich in diesem Punkt angenähert.

Zusammenfassend können wir festhalten: Der grosse sprachsystematische Abstand besteht vor allem zwischen dem Dialekt und dem bundesdeutschen Standarddeutsch. Das Schweizer Standarddeutsche steht dem Dialekt hingegen lautlich, grammatisch (und auch lexikalisch) deutlich näher. Es ist sogar davon auszugehen, dass sich dieser Abstand nach und nach weiter verkleinern wird. Denn aufgrund des zunehmenden Dialektgebrauchs im Schriftlichen und in Kontexten, die ehemals dem Standarddeutschen vorbehalten waren (s. u.), wird der Dialekt sukzessive weiter ausgebaut und nimmt Elemente aus der Standardsprache auf. Christen (2012, 166) spricht in diesem Zusammenhang von der «Integration hochdeutscher Grössen in den Dialekt». Es kommt zu einer sprachlichen «Durchmischung» (Petkova 2009, 24, vgl. auch Christen 2012, 171), die ihre Ursache nicht zuletzt im veränderten Gebrauch von Standarddeutsch und Dialekt hat.<sup>5</sup>

### 3. Wie werden Standarddeutsch und Dialekt verwendet?

Die Sprachsituation in der Deutschschweiz wird häufig als Diglossie beschrieben. Der Begriff geht auf den Soziolinguisten Ferguson (1959) zurück und beschreibt die gesellschaftliche Gewohnheit, zwei genetisch verwandte Sprachformen für unterschiedliche funktionale Zwecke zu gebrauchen. Bezogen auf die Deutschschweiz bedeutet dies erstens, dass das Standarddeutsche und der Dialekt als verwandt, also als Varietäten einer Sprache angesehen werden. Zweitens ist darin enthalten, dass der Kontext dafür entscheidend ist, welche der beiden Varietäten gewählt wird. Tatsächlich herrschte in der Deutschschweiz «die ziemlich konsequente funktionale Trennung von Dialekt und Standardvarietät nach ihrem Gebrauch in den Domänen» (Ammon 1995, 286). Verbunden mit der Wahl der Varietät war gleichzeitig die Wahl des Mediums: Standarddeutsch wurde in aller Regel geschrieben, es war die Varietät der medialen Schriftlichkeit. Gesprochen wurde hingegen Dialekt, die Varietät der medialen Mündlichkeit. Kolde (1981) hat für diese spezifische Sprachverwendung den Begriff der «medialen Diglossie» geprägt. Noch 2004 schreibt Werlen, das Medium der Kommunikation sei, wenn auch nicht der einzige, so doch ein wesentlicher Faktor bei der Wahl von Standarddeutsch bzw. Dialekt (vgl. Werlen 2004, 24). In den darauffolgenden Jahren hat sich mehr und mehr die Auffassung durchgesetzt, dass die Wahl der Varietät weniger an die Medien der Schriftlichkeit bzw. Mündlichkeit gebunden ist, sondern sich vielmehr nach dem Verhältnis zwischen den Kommunikationspartnern richtet, dass sich also die mediale Diglossie hin zu einer konzeptionellen Diglossie gewandelt hat (vgl. beispielsweise Haas, 2004; Siebenhaar 2005, 65). Nach dieser Auffassung gilt Dialekt als Sprache der Nähe und wird in Situationen verwendet, die informell, familiär, persönlich usw. sind. Standarddeutsch ist hingegen die Sprache der Distanz.<sup>6</sup> Dieser (zumindest überwiegend) situationsabhängige Sprachgebrauch hat nun zur Folge, dass der Dialektgebrauch sukzessive zugenommen hat (vgl. Werlen 2004, 21f., Siebenhaar 2005, 10). In der *NZZ* (29.7.2014) wird Christen mit den Worten zitiert: «Schweizerdeutsch ist die Sprache des Informellen. Und mit dem Schwinden des Formellen, auch aus Kultur, Politik und Medien seit den 1960er Jahren, gewinnt es laufend an Bedeutung [...]» Eine Erhebung aus dem Jahr 2000 zum Gebrauch von Deutsch als Umgangssprache in Familie, Ausbildung und Beruf hat ergeben, dass in allen drei Bereichen Dialekt durchgängig die übliche Varietät ist und im Vergleich zu 1990 deutlich häufiger verwendet wird (vgl. Werlen 2004, 21). Des Weiteren lässt sich beobachten, dass der Dialekt neuerdings auch in fachsprachlichen Kontexten verwendet wird, indem beispielsweise Wortschatzlücken im Dialekt mit standardsprachlichen Ausdrücken gefüllt werden, um somit auf ein Ausweichen auf das Standarddeutsche verzichten zu können. Die Folge sind erstens ein «Schweizerdeutsch im Modus konzeptioneller Schriftlichkeit» (Christen 2012, 170) und zweitens ein voll ausgebauter Dialekt, «der es erlaubt, (fast) alle kommunikativen Bedürfnisse in

(fast) allen Situationen zu befriedigen» (Werlen 2004, 23). Nicht zuletzt wird dadurch auch vermehrt im Dialekt geschrieben, besonders in den neuen Medien.

### 4. Sprache und Schreiben in den neuen Medien

Studien zur Mediennutzung legen Mal für Mal offen, wie viel Zeit in die neuen Medien investiert und wie viel in den neuen Kommunikationsformen geschrieben wird.<sup>7</sup> Schon aus diesem Grund lohnt es sich, das Schreiben und den Sprachgebrauch in SMS, E-Mails und v.a. in sozialen Netzwerken wie Facebook genauer zu betrachten. Es zeigt sich ein breites Spektrum an Schreibstilen, Konventionen und Merkmalen, die so unterschiedlich sind wie die Kontexte, in denen sie entstanden sind. So finden sich in den neuen Medien Texte sowohl nah als auch fern der Norm, sowohl in Standarddeutsch als auch in Dialekt. Entscheidend für den Sprachgebrauch ist der Kontext, in dem die Kommunikation stattfindet, wobei die Verteilung Standarddeutsch – Dialekt keineswegs ausgewogen ist. Empirische Untersuchungen zum Sprachgebrauch in den neuen Medien<sup>8</sup> bestätigen unisono: Die Kommunikation erfolgt grösstenteils im Dialekt. Worin die Gründe hierfür liegen, wurde in der Forschung bereits vielfach dargelegt.<sup>9</sup> Die zwei wichtigsten Aspekte sind: 1. Das Schreiben in den neuen Medien findet (gerade, aber nicht nur bei Jugendlichen) mehrheitlich in privaten Kommunikationssituationen statt und hat private Themen zum Gegenstand. 2. Die Schreiber wännen sich in einer quasi-mündlichen Kommunikation, bedingt durch die zumeist dialogische Struktur und die einem Gespräch vergleichbare schnelle Abfolge der Beiträge (beispielsweise im Chat). Diese Bedingungen befördern die Verwendung des Dialekts als Sprache der mündlichen Alltagskommunikation geradezu. Es gilt: Je konzeptionell mündlicher Texte sind, desto eher wird Dialekt geschrieben. Eine gross angelegte Analyse privater Freizeittexte von Jugendlichen hat denn auch gezeigt, dass E-Mails mit 8,7 Prozent noch am häufigsten auf Standarddeutsch verfasst werden, bei den SMS sind es nur noch 1,2 Prozent. Die Kommunikation im gesprächsähnlichen Chat (0,8 Prozent) und in Sozialen Netzwerken (0 Prozent) findet praktisch ausschliesslich im Dialekt statt (vgl. Dürscheid/Wagner/Brommer 2010, 132, 134, 138). Dialekt markiert Nähe, Informalität, Vertrautheit und ist unter den genannten Kommunikationsbedingungen die Sprachform erster Wahl. Christen (2004, 82) resümiert: «Die Aufhebung der medialen Diglossie zugunsten einer konzeptionellen Diglossie [...] führt zu einer ganz besonderen Art von Zweischriftigkeit mit einer normierten und einer nicht-normierten Schriftsprache, letztere mit dem Potential, den Distanzcharakter, der mit Schriftlichkeit verbunden ist (oder allenfalls verbunden war) zu senken oder ganz aufzuheben.» Die neuen Medien sind, wenn auch nicht ausschliesslich, so doch in hohem Masse und besonders in der privaten Kommunikation als Domäne der nicht-normierten Schriftsprache, im Falle der Schweiz als Domäne des Dialekts, zu beschreiben.<sup>10</sup> Während die mediale Schriftlichkeit

also ehemals dem Standarddeutschen vorbehalten war, lässt sie mittlerweile verschiedene sprachliche Realisierungsformen zu, wobei die neuen Medien einen wesentlichen Anteil an dieser Entwicklung und der Ausbreitung des Dialekts im Schriftlichen tragen.

Noch ausstehende neue Untersuchungen, welche die mobile Kommunikation via Smartphone analysieren, müssen nun zeigen, ob diese Entwicklung weiter voranschreitet oder ob die neusten technischen Möglichkeiten wie die Worterkennung und Texteingabehilfe möglicherweise zu einer rückläufigen Entwicklung führen, nämlich wiederum zu einer Zunahme des standardsprachlichen Gebrauchs. Denn das automatische Vervollständigen nicht nur von Wörtern, sondern auch von ganzen Phrasen und Sätzen bedeutet einen so grossen Zeitgewinn, dass in mancher Situation vielleicht auf den Dialekt verzichtet und die Nachricht auf Standarddeutsch verfasst wird.<sup>11</sup>

## **5. Konsequenzen für den Status des Schweizer Hochdeutschen und die Deutschdidaktik**

In den vorangehenden Kapiteln wurde mit Blick auf den sprachsystematischen Abstand und den Sprachgebrauch unter Berücksichtigung der neuen Medien das Verhältnis von Standarddeutsch und Dialekt skizziert. Welche Konsequenzen lassen sich nun daraus ziehen für den Status des Standarddeutschen und für die Deutschdidaktik? Hägi/Scharloth (2005, 40f.) zeigen auf, dass die Frage, ob Standarddeutsch für Deutschschweizer eine Fremdsprache ist oder nicht, der spezifischen Sprachsituation in der Deutschschweiz nicht angemessen ist. Sie sprechen sich vielmehr dafür aus, Standarddeutsch nicht als Varietät neben dem Dialekt oder als Fremdsprache, sondern als sogenannte «Sekundärsprache» einzuordnen. Im Gegensatz zum Dialekt als Primärsprache erfolgt der Erwerb des Standarddeutschen zumindest teilweise institutionell gesteuert, im Gegensatz zur Fremdsprache jedoch nicht vollständig gesteuert. Standarddeutsch werde seltener als der Dialekt verwendet, sei im Unterschied zu einer Fremdsprache aber Teil des Alltags. Während die Sekundärsprache affektiv verbunden werde mit Funktionalität, Formalität oder Distanz, stehe die Primärsprache, der Dialekt, für lokale Identität (vgl. Hägi/Scharloth 2005, 41). Zusätzlich sprechen Hägi/Scharloth dem Standarddeutschen als Sekundärsprache «eine grössere kommunikative Reichweite» zu. Während die ersten Kriterien auch die heutige Sprachsituation in der Deutschschweiz treffend beschreiben, lässt sich der Aspekt der Reichweite angesichts des aktuellen Gebrauchs von Standarddeutsch bzw. Dialekt durchaus diskutieren: So ist einerseits festzuhalten, dass der Dialektgebrauch nach wie vor nicht alle kommunikativen Bedürfnisse abdeckt. Wird Dialekt geschrieben, ist dies zwangsläufig ein nächstsprachliches, konzeptionell mündliches Schreiben.<sup>12</sup> Beim distanzsprachlichen, konzeptionell schriftlichen Schreiben findet Dialekt keine Verwendung. Dies ist nach wie vor die Domäne des Standarddeutschen. Ande-

rerseits zeigt sich, wie oben ausgeführt, in den letzten Jahren erstens eine sprachliche Durchmischung von Standarddeutsch und Dialekt, zweitens ein zunehmender sprachlicher Ausbau des Dialekts und drittens eine häufigere Verwendung des Dialekts, gerade im Zusammenhang mit den neuen Medien. Damit verbunden nimmt die funktionale Reichweite des Dialekts zu. Die Verwendung der Standardsprache hingegen geht im Geschriebenen zurück, im Gesprochenen kommt ihr sogar eine «Nischenexistenz» zu (Christen 2005, 89). All dies kann als Anzeichen dafür gewertet werden, dass die kommunikative Reichweite des Standarddeutschen aufgrund der jüngsten Entwicklungen zurückgeht und Standarddeutsch nicht mehr automatisch situationsabhängig, sondern primär adressatenabhängig gebraucht wird (vgl. Werlen 2004, 22; Christen 2012, 163). Christen (2005, 87) betont: «Die Standardsprache [...] ist niemandes Muttersprache, sondern ein normiertes Konstrukt, dessen Funktionsfähigkeit als überregionales Kommunikationsmittel und als Referenzpunkt des Deutschen nur dann garantiert ist, wenn sich die Deutschsprachigen darauf einigen, dessen Normen einzuhalten und einzufordern.»<sup>13</sup> Mit dieser Aufgabe ist vornehmlich die Schule betraut, die sich um die Vermittlung der Standardsprache kümmert. Das Nebeneinander von Dialekt, Schweizer Standarddeutsch und bundesdeutschem Standarddeutsch sowie die Zunahme des Dialektgebrauchs im Mündlichen wie auch im Schriftlichen macht es nun für die Deutschdidaktik notwendig, über die spezifische Sprachsituation in der Deutschschweiz und den Gebrauch von Standarddeutsch und Dialekt zu reflektieren, gerade auch in Hinblick auf die beiden Standardvarietäten. Für den erfolgreichen DaF- und DaZ-Unterricht heisst das beispielsweise, sich an einer der beiden Varietäten (Schweizer oder bundesdeutschem Standarddeutsch) explizit zu orientieren und nicht allgemein «Standarddeutsch» als Unterrichtssprache anzusetzen (vgl. Hägi/Scharloth 2005, 39). Der Deutschunterricht wiederum ist gefordert, die individuellen standarddeutschen Kompetenzen der Schülerinnen und Schüler zu stärken<sup>14</sup> und das Sprachbewusstsein zu schärfen. Denn – dies hat Scharloths Untersuchung zum Sprachbewusstsein offengelegt – «[e]s gibt [in der Deutschschweiz] zwar ein Bewusstsein davon, dass sich die schweizerische und die deutschländische Standardvarietät unterscheiden, die starke Abwertung schweizerischer Standardformen zeigt aber, dass die eigenen Varianten von Schweizern nicht als gleichberechtigt angesehen werden. Die deutschländische Standardvarietät ist Prestigevarietät, Schweizerhochdeutsch hingegen gilt als schlecht oder fehlerhaft» (Scharloth, 2004). Um diesem Ungleichgewicht zu begegnen, muss der Deutschunterricht zwei Ziele verfolgen: 1. Die formalen Unterschiede von Dialekt, Schweizer Standarddeutsch und bundesdeutschem Standarddeutsch müssen herausgearbeitet und diese Unterscheidung terminologisch gefestigt werden. 2. Schweizer Standarddeutsch muss als eine situations- und adressatenabhängige Alternative zum Dialekt und als eigenständige und gleichwertige Variante zum bundesdeutschen Standarddeutsch vermittelt werden.



## Literatur

- Ammon, Ulrich (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin/New York.
- Baur, Arthur (1983): Was ist eigentlich Schweizerdeutsch? Winterthur.
- Berthele, Raphael (2004): Vor lauter Linguisten die Sprache nicht mehr sehen. Diglossie und Ideologie in der deutschsprachigen Schweiz. In: Christen, Helen (Hg.): Dialekt, Regiolekt und Standardsprache im sozialen und zeitlichen Raum. Wien. S. 111–136.
- Braun, Bettina (2006): Jugendliche Identitäten in SMS-Texten. In: Dürscheid, Christa/Spitzmüller, Jürgen (Hgg.): Zwischentöne. Zur Sprache der Jugend in der Deutschschweiz. Zürich. S. 101–114.
- Brommer, Sarah (2012a): Textadäquatheit als Indiz für Schreibkompetenz – warum «falsches» Schreiben in den neuen Medien «richtig» ist. In: Germanistische Mitteilungen, Jg. 38, Heft 1. S. 25–46.
- Brommer, Sarah (2012b): Lachen, weinen, schreien mittels Tastatur – Ein konzentrisches Modell zur graphostilistischen Normerweiterung. In: Der Deutschunterricht: Orthographische und grammatische Spielräume 1/2012. S. 25–35.
- Christen, Helen (2004): Dialekt-Schreiben oder sorry ech hassä Text schribä. In: Glaser, Elvira/Ott, Peter/Schwarzenbach, Ruedi (Hgg.): Alemannisch im Sprachvergleich: Beiträge zur 14. Arbeitstagung für alemannische Dialektologie in Männedorf (Zürich) vom 16.–18.9.2002. Stuttgart. S. 71–86.
- Christen, Helen (2005): Die Deutschschweizer Diglossie und die Sprachendiskussion. In: Sprachendiskurs in der Schweiz: vom Vorzeigefall zum Problemfall. Hgg. von der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften. Bern. S. 85–96.
- Christen, Helen (2007): «Gesprochene Standardsprache im Deutschschweizer Alltag»: Ein Projekt (auch) zur Sprachkompetenz in einem diglossischen Umfeld. In: Germanistik in der Schweiz 4. S. 5–14.
- Christen, Helen (2012): Dialekt in allen Lebenslagen. Zum Deutschschweizer Sprachformengebrauch und seinen strukturellen Folgen. In: Homburger, Wolfgang et al. (Hgg.): Grenzüberschreitungen. Der alemannische Raum – Einheit trotz der Grenzen? Ostfildern. S. 159–171.
- Christen, Helen et al. (2010): Hochdeutsch in aller Munde. Eine empirische Untersuchung zur gesprochenen Standardsprache in der Deutschschweiz (=Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beiheft 140). Stuttgart.
- Duden Bd. 4 (2009): Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch. Hgg. von der Dudenredaktion. 8., überarbeitete Auflage. Mannheim/Wien/Zürich.
- Dürscheid, Christa/Wagner, Frank/Brommer, Sarah (2010): Wie Jugendliche schreiben. Schreibkompetenz und neue Medien. Mit einem Beitrag von Saskia Waibel. Berlin/New York.
- Ferguson, Charles A. (1959): Diglossia. In: Word 15. S. 325–340.
- Haas, Walter (2004): Die Sprachsituation der deutschen Schweiz und das Konzept der Diglossie. In: Christen, Helen (Hg.): Dialekt, Regiolekt und Standardsprache im sozialen und zeitlichen Raum. Wien. S. 81–110.
- Hägi, Sara/Scharloth, Joachim (2005): Ist Standarddeutsch für Deutschschweizer eine Fremdsprache? Untersuchungen zu einem Topos des sprachreflexiven Diskurses. In: Linguistik online 24, 3/05. S. 19–47.
- Hove, Ingrid (2002): Die Aussprache der Standardsprache in der deutschen Schweiz. Tübingen.
- Kolde, Gottfried (1981): Sprachkontakte in gemischtsprachigen Städten. Wiesbaden.
- Müller, Christina Margrit (2011): Dialektverschriftung im Spannungsfeld zwischen Standard und Lautnah. Eine korpuslinguistische Untersuchung der Rubrik Dein SMS in der Aargauer Zeitung. In: Christen, Helen/Patocka, Franz/Ziegler, Evelyn (Hgg.): Struktur, Gebrauch und Wahrnehmung von Dialekt. Beiträge zum 3. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD), Zürich, 7.–9. September 2009. Wien. S. 155–178.
- Neue Zürcher Zeitung (16.1.2007): Ist Standarddeutsch in der Schweiz eine Randerscheinung? Zu den Besonderheiten von Helvetismen und anderen landesspezifischen Varianten. Verfasst von Dürscheid, Christa. Online unter: <http://www.nzz.ch/aktuell/startseite/articleesi0e-1.97312> [08.08.2014].
- Neue Zürcher Zeitung (29.7.2014): Gespräch zur Konjunktur des Dialekts in der Deutschschweiz. Schweizerdeutsch ist nicht minderwertig. Verfasst von Schneeberger, Paul. Online unter: <http://www.nzz.ch/aktuell/startseite/articleesi0e-1.97312> [08.08.2014].
- Petkova, Marina (2009): Das Korpus des Projekts «Mischphänomene zwischen Dialekt und Standardsprache in der Deutschschweizer Diglossie». Über die Schwierigkeit, selten vorkommende Phänomene zu dokumentieren. In: Linguistik online 38, 2/09. S. 23–33.
- Petkova, Marina (2011): Zwischen Dialekt und Standardsprache Code-Hybridisierung in der Deutschschweiz. In: Glaser, Elvira (Hg.): Dynamik des Dialekts – Wandel und Variation. Stuttgart. S. 241–266.
- Scharloth, Joachim (2004): Zwischen Fremdsprache und nationaler Varietät. Untersuchungen zum Plurizentritätsbewusstsein der Deutschschweizer. In: Muhr, Rudolf (Hg.): Standardvariationen und Sprachauffassungen in verschiedenen Sprachkulturen (= TRANS. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften Nr. 15/6.1). Online unter: [http://www.inst.at/trans/15Nr/06\\_1/scharloth15.htm](http://www.inst.at/trans/15Nr/06_1/scharloth15.htm) [8.8.2014].
- Schweiz am Sonntag (07.06.2014): Wird Mundart zur fünften Landessprache der Schweiz? Verfasst von v. Matt, Othmar. Online unter: [http://www.schweizamsonntag.ch/ressort/politik/wird\\_mundart\\_zur\\_fuenften\\_landessprache\\_der\\_schweiz/](http://www.schweizamsonntag.ch/ressort/politik/wird_mundart_zur_fuenften_landessprache_der_schweiz/) [08.08.2014].
- Siebenhaar, Beat (2005): Varietätenwahl und Code Switching in Deutschschweizer Chats. In: Networx 43. Online unter: <http://www.mediensprache.net/networx/networx-43.pdf> [8.8.2014].
- Siebenhaar, Beat/Vögeli, Walter (1997 unveröffentlicht): Mundart und Hochdeutsch im Vergleich. vollständige überarbeitet für eine 2. Auflage von: Vögeli, Walter (1988): Mundart und Hochdeutsch im Vergleich. In: Sieber, Peter/Sitta, Horst (Hgg.): Mundart und Hochdeutsch im Unterricht. Orientierungshilfen für Lehrer (= Studienbücher Sprachlandschaft 1). Aarau/ Frankfurt am Main/ Salzburg. S. 75–86. Online unter: [https://www.uni-leipzig.de/~siebenh/pdf/Siebenhaar\\_Voegeli\\_iPr.pdf](https://www.uni-leipzig.de/~siebenh/pdf/Siebenhaar_Voegeli_iPr.pdf) [8.8.2014].
- Siebenhaar, Beat/Wyler, Alfred (1997): Dialekt und Hochsprache in der deutschsprachigen Schweiz. 5. vollständig überarbeitete Aufl. Zürich.
- Sieber, Peter/Sitta, Horst (1986): Mundart und Standardsprache als Problem der Schule. Frankfurt am Main (= Reihe Sprachlandschaft 3).
- sprechlust (2004): sprechlust. Vom Umgang mit Hochdeutsch als Unterrichtssprache. Hgg. vom Departement für Erziehung, Kultur und Sport des Kantons Freiburg, Amt für deutschsprachigen obligatorischen Unterricht. Freiburg, Schweiz.
- Spycher, Samuel (2004): ‚I schribd de no...‘ Schweizerdeutsche Umgangsformen in der SMS-Kommunikation. In: Networx 36. Online unter: <http://www.mediensprache.net/networx/networx-36.pdf> [8.8.2014].
- Werlen, Iwar (1998): Mediale Diglossie oder asymmetrische Zweisprachigkeit? Mundart und Hochsprache in der deutschen Schweiz. In: Babylonia 1. S. 22–35.
- Werlen, Iwar (2004): Zur Sprachsituation der Schweiz mit besonderer Berücksichtigung der Diglossie in der Deutschschweiz. In: Bulletin vals/asla 79. S. 1–30.

## Anmerkungen

- 1 Auch wenn sich die in der Deutschschweiz gebrauchten alemannischen Dialekte hinsichtlich Lautung, Grammatik, Lexik usw. voneinander unterscheiden (Zürichdeutscher vs. Berndeutscher vs. Baseldeutscher Dialekt etc.), ist im Folgenden vereinfachend von *dem Dialekt* die Rede, da es ungeachtet der einzelnen Dialektvarianten um das Verhältnis von *Standardsprache* und *Dialekt* geht. Standardsprache wiederum meint das Schweizer Standarddeutsch (und nicht das Standarddeutsch in Deutschland).
- 2 Sichtbar wird dies beispielsweise an folgenden Artikelüberschriften: «Ist Standarddeutsch in der Schweiz eine Randerscheinung?» (NZZ, 16.1.2007), «Wird Mundart zur fünften Landessprache der Schweiz?» (Schweiz am Sonntag, 7.6.2014), «Schweizerdeutsch ist nicht minderwertig» (NZZ, 29.7.2014).
- 3 Zu Zeiten, als das Standarddeutsche vornehmlich geschrieben und der Dialekt ausschliesslich gesprochen wurde, konnte der Einwand erhoben werden, dass die Lautung aus diesem Grund wenig geeignet sei, Standarddeutsch und Dialekt zu vergleichen. Mittlerweile, da im Dialekt sowohl geschrieben als auch konzeptionell schriftlich gesprochen wird (s. u.), gilt dieser Einwand nicht mehr.
- 4 So haben sich beispielsweise spezifische Aussprachekonventionen herausgebildet (vgl. Hove 2002, 6f.), die das Schweizer Standarddeutsch vom Standarddeutsch in Deutschland unterscheiden.
- 5 Dass sich Standarddeutsch und Dialekt sprachlich annähern, darf jedoch keinesfalls als Indiz

für oder gegen den Fremdsprachenstatus des Standarddeutschen gewertet werden. Denn ein geringer sprachlicher Abstand kann weder beschleunigen noch verhindern, dass sich der gesellschaftspolitische Status des Standarddeutschen möglicherweise verändert.

- 6 Dagegen ist Folgendes einzuwenden: Dass das Medium keine Rolle mehr spielt, gilt nur für die nächstsprachliche Kommunikation, die sowohl im Mündlichen wie auch im Schriftlichen in Dialekt erfolgt. Distanzsprachliche Kommunikation jedoch findet – dem Konzept der medialen Diglossie entsprechend – zwar im Schriftlichen in Standarddeutsch, im Mündlichen aber oftmals ebenfalls im Dialekt statt (vgl. Dürscheid/Wagner/Brommer 2010, 52).
- 7 Zu nennen wären die ARD/ZDF-Onlinestudie, die JIM-Studie (Jugend – Information – Multi-media) sowie die JAMES-Studie (Jugend, Aktivitäten, Medien – Erhebung Schweiz), die alle im Internet zugänglich sind.
- 8 Auf grosse Textkorpora stützen sich beispielsweise die Analysen von Spycher (2004), Braun (2006), Dürscheid/Wagner/Brommer (2010) sowie Müller (2011).
- 9 In Dürscheid/Wagner/Brommer (2010, 54–63) findet sich ein ausführlicher Überblick über die bis dato publizierten Forschungsarbeiten.
- 10 Bezogen auf die Situation in Deutschland haben die privaten Kommunikationsanlässe zur Folge, dass das Schreiben in den neuen Medien in weiten Teilen nicht die Normen der Standardsprache erfüllt: Wichtiger als die Beachtung der Normkodizes sind Aspekte wie Authentizität und Unmittelbarkeit der Äusserung, die Anlehnung an die Mündlichkeit, gegebenenfalls Emotionalität und Expressivität (vgl. ausführlich Brommer 2012 a/b).
- 11 Welche Konsequenzen diese Texteingabehilfe auf die Sprachkompetenz des Einzelnen hat hinsichtlich Rechtschreib- und Grammatikwissen, Varianz in der Wortwahl und im Stil usw., lässt sich noch nicht absehen.
- 12 Nur im Mündlichen tritt der Dialekt auch konzeptionell schriftlich in Erscheinung, wie beispielsweise bei einem Vorstellungsgespräch (vgl. Dürscheid/Wagner/Brommer 2010, 53 f.).
- 13 Dass diese Einigung keineswegs eine Selbstverständlichkeit ist, zeigt die Diskussion, inwieweit es im DaF- und DaZ-Unterricht überhaupt sinnvoll ist, das Standarddeutsche anstatt des Schweizerdeutschen zu lehren und lernen, wenn doch der Dialekt die Sprache des Alltags ist (vgl. Werlen 2004, 24–27).
- 14 Das Amt für deutschsprachigen obligatorischen Unterricht im Kanton Freiburg (sprechlust 2004, 12) empfiehlt beispielsweise: «Hochdeutsch darf sich [...] keinesfalls auf formelle Schulsituationen und kognitive Fächer beschränken, sondern muss konsequent als natürliche Umgangssprache in allen Lern- und Unterrichtssituationen gepflegt werden. Eine breite Hochdeutschkompetenz können sich die Schülerinnen und Schüler nur aneignen, wenn sie im Unterricht mit sämtlichen Registern der deutschen Sprache in ihren unterschiedlichen Merkmalen begegnen.» Damit wäre die bislang gültige Gleichung *Alltag* = *Dialekt* aufgehoben.

## Deutsch bitte! – Ein Essay

Pedro Lenz

Als deutschsprachiger Autor in der Schweiz komme ich nicht darum herum, mich täglich mit Fragen zur Sprachsituation in der Deutschschweiz zu beschäftigen. Diese Beschäftigung bringt der Beruf mit sich, unabhängig davon, ob ein Schriftsteller nur in Standardsprache schreibt oder auch noch andere Varianten der deutschen Sprache in sein Schreiben miteinbezieht.

Die Beschäftigung mit der Diglossie kann durchaus bereichernd sein. Sie ist aber zuweilen auch anstrengend, weil man immer wieder den Eindruck erhält, festgefahrene Ideologien und kaum hinterfragte Dogmen stünden einem vorurteilsfreien Reden über die Sprache im Weg. Hierzu ein Beispiel: Vor ein paar Jahren stand ich in Bern einer Sekundarschulklasse gegenüber. Ich las einen Text vor, den ich in Umgangssprache verfasst hatte. Eine Schülerin stellte in ihrer Umgangssprache eine Frage zum eben gehörten Text. Sie hatte die Frage noch nicht zu Ende formuliert, als ihre Lehrerin ihr zwei Worte zurief: «Deutsch bitte!»

Sofort stellte die Schülerin ihre Rede ein, begann zu husteln und versuchte dann, die Frage noch einmal zu stellen. Nicht in Umgangssprache diesmal, sondern in dem, was ihre Lehrerin unter Deutsch verstand.

Es sei schon gut, sagte ich zur Klasse, mir sei es egal, in welchem Deutsch die Schülerinnen und Schüler zu mir redeten. Aber ich könne es mir nicht verkneifen anzumerken, dass es verschiedene Formen und Ausprägungen der deutschen Sprache gebe, was den Befehl «Deutsch bitte!» eigentlich sinnlos werden lasse.

Natürlich war das pedantisch von mir und selbstverständlich hatte die Lehrerin nur sagen wollen, sie verlange, dass im Unterricht Standardsprache gesprochen werde. Aber ich hatte in jenem Augenblick den Eindruck, die Pädagogin habe aus Mangel an Flexibilität die fragende Schülerin in einem sehr unpassenden Moment daran gehindert, etwas Interessantes zu fragen.

### Das Problem des Begriffs Muttersprache

Mir fällt grundsätzlich auf, dass wir Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer immer dann, wenn wir etwas auf Hochdeutsch sagen sollten, aus dem natürlichen Sprachmodus in einen künstlichen verfallen, der nicht selten mit Unsicherheit und abnehmender Sprachkompetenz einher geht. Die Sprache selbst kann nichts dafür. Aber es ist nun mal so und es gibt einen ganz einfachen und nachvollziehbaren Grund, warum das so ist: Hoch-